

Zitierhinweis

Ihrig, Stefan: review of: Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London: Allen Lane, 2012, in: *Südost-Forschungen*, 72 (2013), p. 465-469, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/a4c266a91cb147bf8993841e4cad68d6>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

¹ Edith Pierpont STICKNEY, *Southern Albania or Northern Epirus in European International Affairs, 1912-1923*. Stanford/CA 1926.

² Joseph SWIRE, *Albania. The Rise of a Kingdom*. London 1929.

³ Stavro SKËNDI, *Albanian Political Thought and Revolutionary Activity 1881-1912*. O.O. 1954.

⁴ Hanns Christian LÖHR, *Die Gründung Albaniens. Wilhelm zu Wied und die Balkan-Diplomatie der Großmächte, 1912-1914*. Frankfurt/M. u. a. 2010.

Christopher CLARK, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*. London u. a.: Allen Lane / Penguin 2012. 696 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-0-713-99942-6, £ 24,–
Sean McMEEKIN, *July 1914. Countdown to War*. New York: Basic Books 2013. 461 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-0-465-03145-0, US-\$ 21,45

Zum Hundertjährigen des Ausbruchs des 1. Weltkrieges liegen uns erwartungsgemäß eine Reihe neuer Überblicksdarstellungen zum Beginn und Verlauf des Krieges vor. Wenn wir der Washington Times glauben dürfen, dann ist das aber nur das „erste Plätschern“ des kommenden „Tsunamis von Schriften“. ¹ Gerade der Kriegsausbruch und die damit verbundene „Schuldfrage“ sind und bleiben natürlich zentrale Themen. Mit den beiden Büchern von Christopher Clark und Sean McMeekin liegen uns zwei interessante, neue Darstellungen und Analysen vor. Clark ist dabei vorsichtiger, aber um einiges detailreicher und fundierter, während McMeekin eng, fokussierter und zugespitzter, wenn auch um einiges eindimensionaler argumentiert. Die Frage „Wie konnte es dazu kommen?“ wird bei beiden aus verschiedenen Perspektiven untersucht. Clark geht in die Tiefe und Breite, versucht die verschiedenen Kontexte aufzumachen und deren Verstrickungen untereinander aufzuzeigen. McMeekin hingegen beschränkt sich auf den Monat zwischen dem Attentat von Sarajevo und dem Kriegsausbruch. Er stützt sich in seiner Diskussion fast ausschließlich auf die diplomatischen Quellen und die Politik der großen Männer in Wien, Berlin, St. Petersburg, Paris und London.

An Clarks Buch ist vor allem die Breite interessant. Es verdient schon allein aufgrund der Forschung, auf der es aufbaut, ein Standardwerk zu werden. Nicht nur besticht seine Literaturkenntnis in den „gängigen Sprachen“ – neben Englisch und Französisch bezieht er auch die deutschsprachige allgemeine Forschung, insbesondere auch die Ost- und Südosteuropaforschung ein –, sondern auch in der Verwendung relevanter Publikationen und Quellen in serbischer und russischer Sprache (sowie auch einmal gerne etwas auf Italienisch, Spanisch und Niederländisch). Clark beginnt seine in zwölf Kapitel unterteilte Darstellung mit dem Abschnitt „Roads to Sarajevo“ (3-118). Sein Narrativ im 1. Kapitel, „Serbian Ghosts“, beginnt mit dem Königsmord in Belgrad 1903. Anschließend beschreibt er das serbische politische System, das sich nach der Ermordung konstituierte, und kommt zu dem Schluss, dass die unaufgelöste Spannung innerhalb der politischen Eliten, und besonders die Interpenetration von Irredentismus, denkbar schlechte Rahmenbedingungen für die Krise 1914 darstellten. Sein Befund zu Österreich-Ungarn, dem „Empire without qualities“ (Kapitel 2) sieht nicht viel besser aus, obwohl er sich Mühe gibt, dem Mythos des sterben-

den Habsburgerreiches zu begegnen. Er betont u. a. den wirtschaftlichen Fortschritt in den Jahren vor dem Krieg („In the last years before the war, Austria-Hungary and Hungary in particular [...] was one of the fastest-growing economies in Europe“, 70).

Besonders interessant bei Clark ist aber, was im 2. Teil des Buches, „One Continent Divided“ (121-364), herausgearbeitet wird. Nachdem er die verschiedenen nationalen Ausgangssituationen und die herrschenden Eliten in mehreren Kapiteln skizziert hat, betont er, dass die Polarisierung des Kontinents in zwei Bündnisblöcke zwar nicht den Krieg ausgelöst habe (und vorher sogar Spannungen aufgefangen habe), sie letztlich jedoch trotzdem eine Voraussetzung für den Ausbruch des Krieges war.

Und nun bringt Clark seine Gedanken aus dem Balkankontext („Balkan Entanglements“, Kapitel 5) mit der Bündnispolitik in seinem Begriff des „Balkan triggers“ zusammen. Er beschreibt, wie die Balkankriege das europäische System so rekonfiguriert hatten, dass der 1. Weltkrieg aus einem „Dritten Balkankrieg“ herauswachsen konnte. Er diskutiert hier die Wirkung nicht nur der Balkankriege, sondern auch detailliert die des Italienisch-Osmannischen Krieges um Tripoli. Ferner führten die andauernden Konflikte zwischen Serbien und Österreich-Ungarn im Vorfeld des Attentats von Sarajevo, so Clark, dazu, dass Wien jegliches Vertrauen in eine Effizienz normaler diplomatischer Verfahren vis-à-vis Belgrad verloren hatte. Für Wien, betont Clark, zeigten die Balkankriege dann letztendlich auch, dass es mit seinen Balkansorgen allein dastand und man in den Staatskanzleien Europas kein Verständnis für die Wiener Sorgen um das Sicherheitsrisiko auf dem Balkan hatte. Eine Sicht auf die Habsburgermonarchie als zweiten „Kranken Mann“ Europas hatte sich, so mutmaßt Clark, vielerorts – so in England und Frankreich, aber eben auch in Russland – durchgesetzt. Ferner war für Österreich-Ungarn auch die schwache Unterstützung aus Deutschland für die eigene Balkanpolitik kein gutes Vorzeichen.

Ein Schlüsselkonzept für Clarks Buch aber ist das der „Balkanisierung des russisch-französischen Bündnisses“ (293-301). Ab 1912, so Clark, hatte Frankreich Russland seine Unterstützung im Bündnisfalle nun auch explizit für einen Konflikt, der aus einer Balkankrise erwachsen würde, gegeben. Darin sieht Clark eine der wichtigsten Neuordnungen des europäischen Bündnisystems direkt vor dem 1. Weltkrieg: „Ab [spätestens] dem Frühjahr 1914 war im französisch-russischen Bündnis ein geopolitischer Auslöser entlang der österreichisch-serbischen Grenze eingebaut [eig. Übersetzung].“ „They had tied the defence policy of three of the world's greatest powers to the uncertain fortunes of Europe's most violent and unstable region“ (350). Aus französischer Sicht, betont Clark, war das „Balkan inception scenario“ (351) attraktiv, weil man sich so der russischen Kriegswilligkeit sicher sein konnte. Die französische Hauptsorge sei nämlich eher gewesen, dass Russland bei einem Krieg gegen Deutschland nicht genug Motivation zum Handeln hätte, ja über die Zeit hinweg gar ein Interesse am Bündnis mit Frankreich verlieren könnte.

Etwas aufgebauscht wurden bereits in anderen Rezensionen Clarks interessante Spekulationen über die „Krise der Männlichkeit“ im Kontext des Kriegsausbruchs. Die lediglich drei Seiten umspannenden Gedanken sind zwar interessant (358-361), aber analytisch nur ein kleiner Nebenschauplatz in seinem Buch. Viel interessanter sind seine geschichtsphilosophischen Überlegungen, die direkt auf diesen Abschnitt folgen („How Open was the Future“, 361-364). Hier spricht Clark von den etablierten „narratives of inevitability“ und

betont, dass man verstehen müsse, dass der Krieg damals auch „genauso einfach“ nicht hätte stattfinden können und dass dies unser Verständnis für die Faktoren und Umstände schärfen sollte. Eine der Schlüsselüberlegungen in diesem Teil des Buches ist dann u. a., dass die Blockbildung und die daraus resultierende Detente die Staatsmänner Europas zu einem gewissen Maße eingelullt hatte. Man konnte und wollte am Anfang gar nicht wahrhaben, was für Konsequenzen ein so kleiner Anlass in einem sonst dermaßen stabilen System haben könnte und war sich so letztendlich der Konsequenzen des eigenen Handelns und Nichthandelns kaum bewusst.

Im 3. Teil wird die Julikrise selbst nacherzählt und analysiert. Interessant an Clarks Buch ist aber weniger, wie er die Julikrise nacherzählt, sondern vielmehr, wie er sie bis dahin, in den über 350 Seiten seines Buches, bereits kontextualisiert hat. Durch diese Kontextualisierung wird dann auch erst so recht klar, wie verhängnisvoll nicht nur der deutsche Blankoscheck an Österreich-Ungarn war, sondern auch das österreichische Zögern, Serbien gegenüber zu handeln. Man muss sich zwangsläufig die Frage stellen, die auch der damalige rumänische Ministerpräsident Brătianu schon stellte – warum Wien nicht einfach schnell eine militärische Strafaktion unternommen hatte, als Europa noch volles Verständnis für Wien gehabt hatte (403). Auf der anderen Seite wird klar, wie verhängnisvoll der „Balkanauslöser“ im russisch-französischen Bündnissystem war und wie die russischen Reaktionen die Krise eskalieren ließen, so natürlich besonders die Mobilmachung Russlands noch vor allen anderen Mächten. Vor diesem Hintergrund entwickelt sich auch eines der Argumente, das wohl in Deutschland am meisten Widerhall und auch Protest finden wird: Die Deutschen, so Clark, hatten lange überhaupt nicht die Ausmaße des Desasters, das sich um sie herum entwickelte, verstanden. Von einer Beherrschung oder Inszenierung der Krise von Berlin aus könne daher auch keine Rede sein (520).

In Clarks Nacherzählung der Julikrise besticht, was auch McMeekins Buch herausarbeitet, und letztlich dessen alleiniger Fokus ist: die völlige „Un-Synchronizität“ der Ereignisse. McMeekins Buch ist vor allem chronologisch organisiert. Im 1. Teil, „Reactions“, geht er auf Sarajevo und die Reaktionen in Wien (Kapitel 1), St. Petersburg (Kapitel 2), Paris und London (Kapitel 3) sowie Berlin (Kapitel 4) ein. Der Rest des Buches (87-373) ist, bis auf den Epilog, der sich der Schuldfrage widmet und so die Schlüsse aus den vorherigen Kapiteln zieht, rein chronologisch gegliedert und stellt sich als eine Art Tagebuch der Krise dar. McMeekin schreitet hier in 21 Kapiteln und mit wechselndem Fokus auf die verschiedenen Orte der Krise den Monat hin zum Kriegsausbruch ab. Während es wahrscheinlich letztlich unmöglich ist, die Julikrise aus dem Monat heraus selbst zu erklären, wie es McMeekin versucht (und man bei Clark insgesamt besser aufgehoben ist), so ist das narrativ-analytische Experiment McMeekins doch zu würdigen, denn, um es noch einmal zu betonen, es arbeitet eindrucklichst die im Nachhinein unglaubliche und bedrohlich erscheinende „Un-Synchronizität“ der Ereignisse, Informationen und Akteure heraus. Geht man, so wie er es hier tut, dem Verlauf der Krise mit der Präzision von Uhrzeiten – also wann ein Telegramm geschickt und letztendlich übermittelt wurde – nach, dann wird klar, wie knapp bestimmte Friedensinitiativen scheiterten, wie uninformiert die Akteure zu bestimmten, kritischen Zeitpunkten waren und wie es, oft schon logistisch gesehen, unmöglich schien, eine Synchronizität der Krise über den Kontinent hinweg aufzubauen –

leider ein Kriterium, das McMeekin zwar stark herausarbeitet, aber so nie benennt oder als solches selbst analysiert.

Ein besonders kritischer Rezensent von Clarks Buch war der hier besprochene McMeekin selbst. Er warf Clark vor, dieser habe sich in seinem Narrativ etwas verloren und dann am Schluss keine Antwort auf die große Frage nach dem „Wer war es denn nun?“ (Whodunit?) gefunden; er habe vor der Komplexität die Waffen gestreckt.² Das hat Clark jedoch nicht, im Gegenteil: Er hat die Komplexität gemeistert. Anders McMeekin selbst, der zwar ein sehr interessantes Experiment mit seinem Buch vollzieht, dabei selbst aber Komplexität eher meidet. Und am Ende kommt McMeekin dann eben zu dem Schluss, den er böswillig Clark in die Schuhe schieben wollte: Im Ergebnis sind alle Teilnehmer irgendwie schuldig. Interessant eigentlich nur, dass der ungarische Ministerpräsident Tisza bei McMeekin schlechter wegkommt als in den meisten Darstellungen – er habe ein schnelles Handeln des Habsburgerreiches verhindert und so schließlich die Eskalation mit ermöglicht. Besonders schlecht kommen Russland und Frankreich weg, die im Gegensatz, betont McMeekin, zu Deutschland tatsächlich den Krieg wollten und mit der russischen Mobilmachung den europäischen Krieg ausgelöst hatten. Deutschland bekommt natürlich aufgrund des Blankoschecks und des Einmarschs in Belgien auch genügend Schuld ab. Aber insgesamt schwächt McMeekin hier das Hauptargument seines letzten Buches – „The Russian Origins of the First World War“ – ab und widerspricht ihm nicht unwesentlich.³

Viel eindeutiger fällt das Resümee bei Clark aus, der aber das Schuldfragenspiel nicht mitspielen mag – und dies schon aus dem logischen Problem heraus, da man sonst davon ausgehen müsse, dass es überhaupt und immer einen Schuldigen geben muss – und dies in einer der Schlüsselformulierungen des Buches wie folgt begründet: „The outbreak of war in 1914 is not an Agatha Christie drama at the end of which we will discover the culprit standing over a corpse in the conservatory with a smoking pistol. There is no smoking gun in this story; or, rather, there is one in the hands of every major character.“ So bewertet er dann insgesamt den Kriegsausbruch als eine „Tragödie, nicht aber ein Verbrechen“ (561). Ähnlich ist sein Buchtitel zu verstehen, den er in den letzten Worten des Buches wie folgt erklärt: „[T]he protagonists of 1914 were sleepwalkers, watchful but unseeing, haunted by dreams, yet blind to the reality of the horror they were about to bring into the world“ (562).

Und so hinterlassen beide Bücher eine bedrohliche Unsicherheit beim Leser. Wenn, wie es bei beiden letztlich passiert, die Kriegsschuldfrage keineswegs klar zu beantworten ist, und somit auch die seit der Fischer-Debatte immer noch betonte Intention und Absicht Deutschlands wegfällt, dann wird die Julikrise bedrohlicher, als sie denn schon war; dann wird klar, wie ungewollt man in den Abgrund fallen oder gar springen kann...

Jerusalem

Stefan Ihrig

¹ Joseph C. GOULDEN, Book Review. „July 1914“ (C. Clark/S. McMeekin), *Washington Times* vom 3.6.2013.

² Sean MCMEEKIN, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, *History Today* vom 29.11.2012, online unter <<http://www.historytoday.com/blog/2012/11/sleepwalkers-how-europe-went-war-1914>>, 12.12.2013.

³ DERS., *The Russian Origins of the First World War*. Cambridge/MA 2011; vgl. Richard J. EVANS, *The Road to Slaughter*, *New Republic* vom 5.12.2011.

Mehmet BEŞİKÇİ, *The Ottoman Mobilization of Manpower in the First World War. Between Volunteerism and Resistance*. Leiden: Brill 2012 (The Ottoman Empire and its Heritage, 52). XIV, 346 S., ISBN 978-90-04-22520-6, € 127,–

In this book, Mehmet Beşikçi, a lecturer in modern Turkish history at Yıldız Technical University in Istanbul, has written an important work dealing with the process of drafting soldiers and encouraging military volunteers in the Ottoman Empire at the beginning of the 20th Century. His effort demonstrates many of the characteristics of a book based upon a doctoral dissertation. Its bibliography is extensive and exhausting. Its footnotes are detailed and voluminous. Details sometimes obscure the points the author intends to make.

Nevertheless the author has compiled a convincing study of the efforts of the Ottoman state to impose its requirements for military service on a population that was sometimes eager to serve but just as likely to be indifferent or openly hostile. At the onset of the First World War, Ottoman authorities generally recognized that their failure to mobilize the Ottoman population effectively had been a major reason for the Ottoman defeat in the First Balkan War 1912-1913. They made strong efforts to learn from this experience to ensure that the full population resources of the Ottoman state would be available for state service during the First World War. To this purpose, they struggled to impose on the various peoples of the Ottoman Empire a universal conscription system unhampered by corruption and inefficiency. Beşikçi demonstrates that they did enjoy some successes in this endeavor. Nevertheless, the Ottoman army continued to suffer from high rates of desertion throughout the war. Many males of military age evaded service all together.

Like the Habsburg and Russian Empires during the First World War, the Ottomans confronted huge difficulties in mobilizing manpower for military purposes because of the multinational basis of their state. Beşikçi points out that the greatest successes that the Ottoman authorities enjoyed in mobilizing the population was among the Turkish speaking Anatolian peasantry. These people formed the backbone of the Ottoman forces during the First World War. Other groups, Anatolian Greeks, Arabs, and even Armenians, also served in the Ottoman Army with varying degrees of enthusiasm. Beşikçi demonstrates no reticence in his indictment of the Ottoman authorities for the massacre of the Anatolian Armenians in 1915.

The Ottomans also made some efforts to raise volunteers from domestic prisoners and prisoners of war. Ottoman civilian and military authorities also recruited among the peoples of the southern Caucasus as well as Eastern Anatolians bandits and outlaws. These were often intended to fight in irregular units especially along the Caucasian Front. They hoped to appeal to Muslims fighting in the Russian Army.

The real context of this book is the process of modernization in the Ottoman Empire. How could the state develop institutions and practices that would ensure the efficient